

Die Liebe in der Vierten Welt – was wir zu verwirklichen haben

Ein Paar, um seine Liebe betrogen

Glaube, Hoffnung, Liebe in der Vierten Welt – es scheint, dass unsere Betrachtung uns zutiefst in die Wüste menschlichen Daseins führt, während sie uns gleichzeitig das Wunderbarste enthüllt, was die Menschheit über Gottes Gegenwart in der Welt zu Tage fördern kann.

Wir suchten Glauben und fanden seine schüchternen Anfänge am tiefsten Punkt einer zerstörten Existenz. Nichts schien den Menschen zu erlauben, noch an irgendjemanden zu glauben. Und trotzdem kommt Glaube zaghaft wieder zum Vorschein, wie eine Blume, die sich weigert zu sterben und inmitten der Wüste hartnäckig immer wieder aufblüht.

Wir suchten Hoffnung und fanden keine. Aber gleichsam eine verborgene Erwartung liegt im ewigen Neuanfang, den diese Leben darstellen, in ihrem törichtem Hoffen bei jeder neuen Begegnung, in ihrer hartnäckigen Weigerung, ihre Würde preiszugeben.

Und wir wissen – weil es uns der Glaube sagt – dass hier das Geheimnis liegt, das zu verstehen wir nicht verdient haben: Jenseits aller Mutlosigkeit und Verzweiflung spricht Gott zu diesen Menschen. Er wendet sich ihnen besonders zu, und unsere Hoffnung kann der ihren nur zum Durchbruch verhelfen.

Unsere Betrachtung zeigt uns Abgründe auf, die wir geschaffen haben, weil wir das Elend zugelassen haben. Und wir hören die Antwort Gottes, der diese Gräben auffüllt, weil er den Grundstein seines Reiches genau dort setzen will. Wir hören Gottes Ruf, ihm in die Tiefe zu folgen und an seinem Werk teilzuhaben. Aber wir sind noch nicht am Ende unseres Weges. Wir wollen in der Vierten Welt auch das suchen, was Paulus die größte der drei Tugenden nannte: die Liebe.

Die Geschichte der Familie Armand gehört zu denen, die man eigentlich nicht erzählen kann. Nicht dass sie sich grundlegend von der Geschichte anderer Familien in der Vierten Welt unterscheiden würde, doch unter den Schicksalsschlägen, die ein subproletarisches Leben prägen, scheint die Familie Armand die sensationsträchtigsten auf sich zu vereinigen. Es ist nicht gut, Sensationsgeschichten über das Elend zu erzählen. Sie berühren uns oberflächlich, aber weil sie allzu außergewöhnlich erscheinen, bewegen sie uns nicht dazu, die Umstände, unter denen die Betroffenen leben müssen, weiter zu verinnerlichen.

Wenn ich Ihnen dennoch vorschlage, die Familie Armand in die Mitte unserer Betrachtung zu stellen, dann einfach deshalb, weil sie sich eben auf meinem Lebensweg befand.

Begeben wir uns in die Wohnung der Armands. Die Mutter ist da. Diese Mutter, bei deren Anblick ich langsam ungeduldig werde, weil sie seit fünfzehn Jahren einfach da ist – geduldig, unverändert, listig und vertrauensvoll zugleich: „Herr Pfarrer, wir sitzen auf dem Trockenen. Ich warte auf die Auszahlung von der Kasse, doch vielleicht könnten Sie mir in der Zwischenzeit zwanzig Francs leihen...“

Vor kurzem stand sie wieder vor der Tür meines Büros. Da erschien sie mir wie die Verkörperung all der Mütter der Vierten Welt, die uns ausdauernd, beharrlich und resigniert die hohle Hand hinhalten oder uns das ewige kleine Briefchen schicken: „Herr Pfarrer, ich warte auf die Auszahlung...“, „Herr Pfarrer, ich erwarte Geld, aber unterdessen gibt es zu Hause nichts.“ Bei unserer Begegnung neulich, verkörperte Frau Armand sie alle. Und ihre Geschichte, auf den ersten Blick außergewöhnlich, fasst in Wirklichkeit alle anderen zusammen. Da habe ich mich gefragt, was mir die Familie Armand über die christliche Liebe zu sagen hat.

Über Frau Armand wird viel geklatscht: Sie soll ihren behinderten Mann tyrannisieren und ihn nicht pflegen, wenn er wegen Asthmakrisen unter Erstickungsanfällen leidet und nichts mehr isst. Man sagt, sie verderbe ihren Sohn, sie wolle ihn nur für sich haben und zwingen ihn mit fünfzehn Jahren noch, an ihrem Rockzipfel zu hängen. Außerdem sei sie egoistisch und kümmere sich nie um die Nachbarn, sie sei verfressen, obwohl die bescheidenen Familieneinkünfte dies nicht zulassen würden. Zu guter Letzt sagen sich die Leute, man müsse ihr verzeihen, da sie kindisch oder vielleicht nicht recht zurechnungsfähig sei.

Das alles erzählt man sich. Und neulich habe ich mir überlegt, was ich selbst denn über diese Familie weiß, über diese Mutter, bei der es auf den ersten Blick so schwierig scheint, Anzeichen von Nächstenliebe zu erkennen. Frau Armand, diese füllige Frau von dreiundfünfzig Jahren, war einst ein schwächtiges kleines Mädchen, das bei seiner Großmutter in der Charente aufwuchs. Ihr Vater, zuerst Landarbeiter, dann Hilfsarbeiter in der Fabrik, verdiente nicht genug, um seine acht Kinder zu ernähren. Er schickte die kleine Renée zu seiner Mutter, die bereit war, ihre Enkelin zu erziehen, wenn sie dafür gewisse Arbeiten verrichtete. Das sechsjährige Mädchen lernt schnell, dass sein Existenzrecht vom Einkaufen, Ziegenhüten und Putzen abhängt. Die Dorfschule ist weit weg: sie geht selten hin.

Mit zwölf wird sie von ihrer Mutter zurückgeholt. Jetzt beginnt die harte Arbeit. Renée wird auf einen Bauernhof geschickt, um das Familienbudget etwas aufzubessern. Doch der Bauer will sie sexuell missbrauchen. Das Unglück wird ihr zu viel, und sie flüchtet zu ihrer Großmutter zurück. Dort bleibt sie bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr. Auch wenn das Auskommen hart ist, wird diese Zeit die mildeste ihres Lebens. „Großmutter war nicht boshaft“, sagt Frau Armand heute. In ihren Augen ist dies ein großes Verdienst. Später wird sie lange Zeit niemanden kennen lernen, der zu ihr nicht boshaft ist.

Mit achtzehn Jahren kehrt sie zu ihren Eltern zurück, um ihnen bei der Erziehung ihrer Geschwister zu helfen. Die Familie lebt inzwischen in Ivry, der Vater ist arbeitslos. Renée ist nicht sehr aufgeweckt. Aufgewachsen bei einer gelähmten alten Frau, ganz abgelegen auf dem Land und ohne Spielkameraden, konnte ihre Intelligenz sich kaum entwickeln. Ihre Mutter schreit sie von morgens bis abends an. Schließlich nötigt sie Renée, einen um siebzehn Jahre älteren Mann zu heiraten, der zwar Alkoholiker ist, aber einer regelmäßigen Arbeit nachgeht, was der Familie helfen kann, sich über Wasser zu halten. Renée gibt dem Druck der Mutter nach. Sie hat ja schon früh gelernt, dass man etwas einbringen muss, um ein Existenzrecht zu haben.

Die folgenden Jahre möchte Frau Armand heute am liebsten aus ihrem Gedächtnis streichen. Mit einem Mann, der sie schlägt, einer Mutter, die sie anschreit, und den quengelnden Kindern, stumpft sie ab und verschließt sich völlig. Sie versucht einfach zu überleben. Über diese Zeit ihres Lebens spricht sie sehr selten, und wenn sie es tut, dann mit einer Kälte, die einem den Atem verschlägt. „Am Abend trank er und kam spät nach Hause. Manchmal hatte er eine Axt bei sich und erwischte mich. Meine Mutter ließ alles geschehen. Eines Abends, als er aufs Dach stieg, um es zu reparieren, stürzte er ab. Da war er tot, der Alte.“

Fünf von sechs Kindern waren der Familie bereits von der Fürsorge entzogen. Frau Armand spricht nie von ihnen. Wenn sie in einem Büro Auskunft geben muss, verheddert sie sich, weigert sich, die Namen und die Geburtsdaten zu nennen. Ein Formular in der Hand, meint sie: „Unnötig, sie zu erwähnen, sie werden ihre Mutter doch nie kennen lernen.“ Einzig ein kleines Mädchen aus dieser ersten Ehe darf sie behalten. Die bildhübsche Ginette ist Epileptikerin. Die Mutter behandelt sie, wie wenn sie ihr erstes und einziges Kind wäre.

Von ihrem Mann befreit, flieht Frau Armand aus dem Einflussbereich ihrer Mutter und bezieht allein mit ihrem Baby eine Mansarde. Zum ersten Mal allein fühlt sie sich hilflos und wünscht sich einen Lebensgefährten. Die Nachbarin, mit der sie darüber redet, stellt ihr kurz darauf ihren Bruder vor: wirklich ein sanfter Mann, doch von dem die Leute sagen, er sei ein wenig zurückgeblieben.

Darüber muss man sich nicht wundern, wenn man weiß, dass seine Eltern blutsverwandt sind, wie das in sehr armen Verhältnissen gelegentlich vorkommt. Auf einem kleinen verkommenen Hof, ganz abgelegen in der Normandie, konnte sich ein Mädchen nicht gegen den betrunkenen Bruder wehren, und es geschah, was geschehen musste. Nach der Geburt von Etienne flüchtete die junge Mutter, die den Namen des Vaters nicht preiszugeben wagte, nach Paris. Sie war gerade siebzehn Jahre alt, als die Fürsorge sie aufgriff und ihr

eine Stelle als Stationsmädchen im Zentralkrankenhaus vermittelte. Bald bekam sie ein zweites Kind. Da sie für ihre Familie nicht aufzukommen vermochte, schickte sie die beiden Kinder auf Bauernhöfe.

Auch Etienne Armand weiß seit seiner zartesten Kindheit, dass man sich sein Leben verdienen muss. Er gibt sein Bestes, doch er ist kränklich und hat nicht die nötige Kraft. Als überzähliger Esser auf dem Hof wird er mit vierzehn Jahren zu seiner Mutter zurückgeschickt. „Ich hätte gerne einen Beruf erlernt“, erzählt er eines Tages, „doch hat man mich nie zur Schule geschickt, erst in der Armee habe ich lesen und schreiben gelernt.“

Was für eine Überraschung! Dieser zarte Junge wird wehrtauglich geschrieben, zieht in den Krieg und gerät in Gefangenschaft. Im Leben ist alles relativ: Etienne Armand bewahrt eine glückliche Erinnerung an diese Zeit: „Wir waren alle gleich“, sagt er. Und doch hat er diese Zeit nicht unversehrt überstanden. Kaum ist er aus der Gefangenschaft zurück, erleidet er eine nervöse Erschöpfung und muss notfallmäßig ins Spital eingeliefert werden. Aufgrund einer chronischen Bronchitis bekommt er eine Pension von 150 Francs pro Monat, was lange Zeit sein einziges regelmäßiges Einkommen bleiben wird. Denn seine beruflichen Qualifikationen sind nicht besser als vor dem Krieg.

Doch dies hindert Renée nicht daran, ihn zu heiraten. Diesmal hat sie sich ihren Mann selber ausgesucht, und sie wird ihre Wahl nie mehr in Frage stellen. „Er war gut zu meiner Tochter und auch zu mir.“ Zum ersten Mal seit sie von ihrer Großmutter weggezogen ist, behandelt jemand sie gut. So verschmelzen zwei ärmliche Existenzen zu einer einzigen.

Die Armut bleibt allgegenwärtig und beginnt schon bald an dem Band zu nagen, das die beiden schutzlosen Wesen vereint. Eine Tochter, Denise, wird in der Mansarde geboren. In den Augen des Hausbesitzers ist das zuviel, und die Familie wird schonungslos auf die Straße gestellt. „Wir fanden unsere Sachen vor der Tür...“ Sie finden Obdach in einer Baracke, dann wieder in einem Zelt – und landen schließlich in einer Notsiedlung. Dies wäre ein Glück gewesen, hätten die Eltern von Renée nicht zur selben Zeit ihre Wohnung verloren. Sie bieten den Armands ein wenig Geld, um in ihrer winzigen Bleibe aus Eternit vorübergehend unterkommen zu können. Die Armands sind einverstanden, und die Hölle beginnt von neuem. Alkohol, Beschimpfungen und Streit sind wieder an der Tagesordnung. Auch Herr Armand ist angewidert und beginnt zu trinken. Eines Tages, als Etienne und Renée nicht zu Hause sind, stellt der total betrunkene Großvater das neugeborene Baby im Kinderwagen in die pralle Sonne. Am nächsten Tag ist die kleine Jeanne krank und stirbt bald darauf an Hirnhautentzündung. In ihrer Panik haben die Eltern sie weder ins Spital gebracht, noch einen Arzt gerufen. Sie haben die Zeit damit verbracht, sich mit den Großeltern zu schlagen und diese an die Luft zu setzen.

Zum zweiten Mal erlebt Renée, dass sich ihre Familie auflöst. Den Armands wird die elterliche Gewalt entzogen, die Kinder werden ihnen weggenommen. Eine tödliche Stille legt sich über ihr Heim. Renée und Etienne, die doch einmal alle Voraussetzungen mitzubringen schienen, um sich zu verstehen, zu achten und zu lieben, sprechen nicht mehr miteinander. Jeder hat sich scheinbar endgültig in seinem Leiden abgekapselt, getrennt vom anderen und abgeschnitten von der Außenwelt. Von da an kennt man die Armands als jene, die niemandem aus der Nachbarschaft helfen. Mit gutem Grund ...

Als das Baby starb inmitten der Schlägerei und der Schreie der Eltern, alarmierten die Nachbarn die Polizei. Das hat ihnen Herr Armand nie vergessen, und ich habe ihn wohl kein einziges Mal gesehen, ohne dass er gesagt hätte: „Ich kümmere mich um niemanden, die Nachbarn, die interessieren mich nicht mehr.“ Oder: „Ich bleibe zu Hause, und wenn das jeder täte, gäbe es weniger Unglück auf der Welt.“ Manchmal fügt er hinzu: „Sie haben mir zuviel Leid angetan. Ach, wenn Sie wüssten, wie viel Leid sie mir zugefügt haben.“ Dieser so sanfte Mann hat nur noch harte Worte für seine Nachbarn. Er lässt niemanden ins Haus, fährt ganze Tage lang allein mit seinem Fahrrad weg und sammelt Alteisen, um ein Minimum zum Leben zu haben.

Ein letztes Kind wird diesem Paar in seiner tiefen Einsamkeit geboren; ein Junge, Antoine. Die Mutter nimmt von ihm Besitz. Sie hätschelt ihn, lässt ihn nicht hinaus und kleidet ihn lang wie ein Mädchen: Sie lässt ihm die Locken wachsen und zieht ihm entzückende Kleidchen an.

Auch der Vater klammert sich an das Kind, doch er fühlt sich schrecklich nutzlos. Er findet keine Arbeit mehr, und seine Pension ist verschwindend klein, während die Mutter sich besser durchschlägt und als Lageristin, dann als Putzfrau ihr tägliches Brot verdient. Sogar wenn sie arbeitslos ist, bringt sie mehr Geld nach Hause als ihr Mann.

Er gewöhnt sich daran, zu kochen und die Wohnung in Ordnung zu halten. Doch für ihn bedeutet das eine dauernde Erniedrigung und darum verlässt er das Haus, sobald er kann. Er irrt durch die Umgebung und sucht in den Abfalleimern nach Altmaterial. Er bewegt sich wie in einem Vakuum. Am Sonntag lässt er sich zu Hause einschließen. Seine Frau nimmt den Schlüssel mit, wenn sie mit dem Sohn spazieren geht.

Von außen betrachtet ist nichts mehr übrig geblieben von dem Verständnis und der Liebe, die einst zwischen diesen beiden Menschen erwacht sind, als sie sich in der kleinen Mansarde in Paris begegneten. Die Herzen scheinen wie ausgetrocknet, und die Einsamkeit hat sich breit gemacht. Und wir, die wir über Liebe in der Vierten Welt nachdenken wollen – was hat uns denn diese Familie in ihrer Enge, scheinbar ohne Leben und ohne Liebe, zu lehren? Müssen wir zu dem Schluss kommen, dass das Elend die menschliche Liebe tötet? Und dass die verklärte, die christliche Liebe in der Vierten Welt nicht existieren kann?

Christliche Liebe – ein Programm

Wir können nicht genug betonen, dass Elend das Gegenteil der christlichen Liebe ist. Wenn wir von Solidarität, von Freundschaft und vom Teilen unter den Armen sprechen, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen, laufen wir Gefahr, einem Irrtum zu unterliegen. Und das Risiko eines Irrtums scheint uns hier besonders unzulässig, ja sogar schwer zu entschuldigen. Denn wenn das Vorhandensein von Elend unsere größte Sünde ist, jene, die alle anderen zusammenfasst, dann aus folgendem Grund: Indem wir einen Menschen um seinen Anteil betrügen, indem wir ihn abschieben auf die verborgenen Pfade außerhalb unserer Städte, indem wir ihn zwingen, in Angst, Furcht, Nutzlosigkeit und Beschämung zu leben, entstellen wir diesen Menschen, der „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen ist, denn wir ersticken sein Potential und nehmen ihm jede Möglichkeit, die christliche Liebe zu leben. Er kann sie weder in seinen Geist und sein Herz aufnehmen, noch in seinem Leben umsetzen. Wir hindern ihn daran, zu lieben.

Ist christliche Liebe nicht eine seelische Verfassung und ein Lebensplan zugleich? Christliche Liebe heißt erstens Gott zu lieben: ihn zu lieben, nachdem wir zum Glauben an ihn gelangt sind und Hoffnung auf ihn gefasst haben. Wir haben gesehen, wie Glaube und Hoffnung für einen Menschen, der in der Vierten Welt geboren wird und dort lebt, unerreichbar scheinen. Doch auch zu ihm wird gesagt: „Du sollst Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, und mit all deiner Kraft.“

Weiter heißt christliche Liebe, die anderen zu lieben, alle anderen, auch die, welche für uns in dieser Welt überhaupt nicht von Interesse sind oder deren weltliche Interessen den unseren entgegenzulaufen scheinen. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Gott zu lieben und seinen Nächsten zu lieben – diese beiden Gebote, die im Grunde nur ein einziges sind, fassen die ganze christliche Liebe zusammen. Sie sagen uns, dass Gott für uns der Anfang und das Ende von allem sein soll und dass alle Menschen von uns als ebenbürtig zu behandeln sind. So ist die christliche Liebe ein großes Projekt, es verwirklicht sich in der Zeit, durch all die Wechselfälle des Alltags hindurch und durch all die Stärken und Schwächen hindurch, welche die Persönlichkeit eines jeden von uns prägen.

Die Mitwirkung an diesem Projekt, das die Liebe im christlichen Sinn darstellt, setzt viele Dinge voraus, vor allem die Entscheidungsfreiheit. Vertrauende und hoffende Liebe kann nicht erzwungen werden. Sie ist ein freier Akt.

„Er hat uns zuerst geliebt“, sagt der Evangelist Johannes. Christus selber erinnert uns daran: „Ich bin es, der euch erwählt hat.“ Seinem Beispiel folgend setzt jeder von uns, wenn er seinen Nächsten liebt, einen freien Akt, er trifft eine Wahl, auch wenn er damit auf den Ruf des anderen antwortet. In seiner freien Wahl lässt er dem anderen die Freiheit – auch die Freiheit, nein zu sagen. So handelt Gott uns gegenüber, und hier liegt auch die Fülle der Liebe, die auf dem Glauben und der Hoffnung gründet und die unser Verstehen und manchmal selbst unser Einverständnis übersteigt.

Gott lässt uns die Freiheit, und wir lieben unseren Nächsten nur dann, wenn wir auch unsererseits seine Freiheit achten. Das setzt vor allem einen gewissen Abstand gegenüber den Menschen, die wir erwählt haben, voraus. Dieser Abstand erlaubt uns gleichzeitig die Wahrnehmung unserer selbst in unserer Einmaligkeit und die Anerkennung der anderen in ihrer Einmaligkeit. Und dies setzt voraus, dass wir frei auf den anderen zugehen können, ohne dass irgendetwas uns offensichtlich dazu zwingt. Kurz: unsere persönliche Integrität und unsere Unabhängigkeit müssen gewahrt sein.

Weiter setzt Liebe im christlichen Sinn Dauer voraus, ein lebenslängliches Engagement mit Gott und mit den anderen. Da wir an die Zeit gebunden sind, muss die Entscheidung täglich erneuert werden. Die Umstände und die geliebten Wesen entwickeln sich, und jeden Tag müssen wir unseren Sinn und unser Herz den anderen anpassen. Unsere freie Wahl muss sich in ein ständiges Bemühen verwandeln.

Unser Abstand, unsere Selbstwahrnehmung und unsere Anerkennung der anderen werden sich ebenfalls mit der Zeit entwickeln. Jeden Tag werden wir uns von neuem fragen: Bin ich auf Gott, auf meinen Nächsten eingestellt? Jeden Tag werden wir uns zurücknehmen, den anderen Platz machen, an ihre Fortschritte denken und uns bemühen, sie immer besser kennen zu lernen und anzuerkennen. Wir werden sie ständig mit neuen Augen betrachten. Wir werden unsere eigene Person ständig zurückstellen, um den anderen beim Vorankommen zu helfen.

So ist jede Liebe, jede Freundschaft im christlichen Sinn, alles, was uns in Gottes Plan mit dem Nächsten verbindet, ein Werk, das ständig weiterzuführen ist, das Eingehen einer gemeinsamen Erfahrung, die nur in dem Maße vollendet sein wird, als wir in der Selbstentsagung konsequent sind. Wie dies bei Jesus Christus der

Fall war: „Er, der die Seinen geliebt hatte, liebte sie bis ans Ende.“

Aber dann ist es doch lachhaft, die Liebe in der Vierten Welt zu suchen! Welche Chancen haben die Allerärmsten, die notwendigen Voraussetzungen zu erfüllen: persönliche Integrität, das Gefühl der Sicherheit, der Nützlichkeit, der Würde, der Freiheit? Das Leben der Armands schreit es uns ins Gesicht: In der Vierten Welt muss die Liebe sich in einem Klima der Nutzlosigkeit, der Angst und der Scham entwickeln. Der Mensch muss sich entwickeln ohne jede Möglichkeit, an den anderen zu glauben, mit dem anderen zu hoffen. Er muss sich ohne Plan und Ziel entwickeln und vor allem ohne Gott, sofern niemand kommt und seine armseligen Erfahrungen mit Glauben, Hoffnung und Gottesliebe in Verbindung bringt.

Aber wenn jemand käme und diese Verbindung herstellen würde ...

Die Liebe der Ärmsten verstehen

Zugegeben, es gibt Ansätze zur christlichen Liebe in der Vierten Welt, insofern jedem Menschen ein Rest Freiheit bleibt. Wie gering dieser auch sein mag, es gelingt dem Menschen der Vierten Welt, ihn in Liebe umzuwandeln. Das ist sicher das größte Wunder. Es ist aber auch wahr, dass seine Freiheit so am Boden liegt, dass wir in die Knie gehen müssen, um sie zu entdecken. Wir müssen lernen, das unendlich Große im unendlich Kleinen zu erkennen, um darüber zu staunen. Nur wenn wir unseren Geist und unser Herz für die Realität des Elends geöffnet haben, können wir diese ungeschickten Gebärden verstehen, die sogleich scheitern und nie konsequent durchgeführt werden. Nur dann können wir bemerken, was sie uns über die Liebe Gottes und die Liebe der Armen sagen.

Ungeschickte Gebärden, die ins Leere laufen, gibt es im Leben der Armands mehr als genug. Aber wir dürfen eines nicht verwechseln: Seine Mahlzeit mit jemandem teilen, vom wenigen Geld etwas der Nachbarin geben, damit sie ihren Kindern Milch kaufen kann, eine Mutter, die von ihrem betrunkenen Mann verfolgt wird, in seiner Wohnung beherbergen, hat nicht unbedingt etwas mit Nächstenliebe zu tun. Diese alltäglichen Handlungen sind selten freie, uneigennützigte Gesten. Sicher drückt sich darin Mitleid aus, aber man tut es auch, weil man nicht anders kann oder um Ruhe zu haben oder auch weil es früher oder später etwas „einbringen“ wird.

Die Männer und Frauen in den subproletarischen Siedlungen sind zu sehr von Angst und Demütigungen geprägt, als dass ihre Handlungen frei und einzig auf das Wohl des anderen ausgerichtet sein könnten. Sie

geben, weil sie ständig von den anderen bedrängt werden. Und um sich bedrängt zu fühlen, müssen sie nicht wie wir um etwas gebeten werden. Es reicht ihnen, den anderen neben sich zu spüren ... Mit einem Blick erfassen sie die schrecklichen Bedürfnisse der anderen, sie verstehen sie, weil sie selbst ständig erschöpft sind. Doch sie wissen auch, dass sie langfristig nichts tun können, dass sich nie etwas ändern wird und dass es darum besser ist, die Augen und die Ohren zu schließen, wenn man selber überleben will. In der Vierten Welt wird viel aus Überdruß gegeben und auch im dunkeln Bewusstsein, dass man morgen selber nicht umhinkommen wird zu bitten und dass man es nicht riskieren darf, dann die Türen verschlossen zu finden.

Trotzdem existiert die Liebe, aber sie ist anderswo. Im Leben der Armands ist sie vielleicht zuerst und vor allem in dieser Ehe, die hält. Diese zwei Menschen sind zusammengeblieben, als nichts mehr sie dazu nötigte, als die letzten Kinder ihnen weggenommen waren und sie einander offensichtlich nichts mehr zu geben und nichts mehr zu sagen hatten.

Wie oft standen wir einer Familie gegenüber, die so ihres Daseinsgrundes beraubt und brutal auseinander gerissen wurde, Eltern, die wie betäubt dabliefen in ihrer Verlassenheit, und wie oft haben wir uns dann gesagt: „Dieses Mal werden sie es nicht aushalten, dieses Mal bleiben sie nicht zusammen!“ Und trotzdem bleiben sie, die Armands und alle anderen. Vielleicht ohne sich etwas zu sagen, entscheiden sie sich wieder füreinander in einem stummen, verzweifelten Akt. Ein neues Kind wird geboren, stilles Zeichen des unermesslichen, ewigen Verzeihens, das es den Armen erlaubt, nach den schlimmsten Beschimpfungen, den schlimmsten Treuebrüchen und Enttäuschungen ihren Weg zusammen weiterzugehen.

Die Liebe ist vielleicht in diesem täglichen Verzeihen: Nach Schreien und Tränen, nach Beschimpfungen und Schlägen nimmt man das tägliche Leben wieder gemeinsam in Angriff. Es gibt kaum einen Tag, wo dieses Verzeihen nicht notwendig, ja sogar unerlässlich ist, weil es die einzige Möglichkeit ist, zusammenleben zu können, ohne sich endgültig zu zerstören. Dank dieses Verzeihens haben sich die Armands nicht zerstört. Dank einer unendlichen gegenseitigen Milde konnten sie auf den Ruinen einer Familie den Grundstein für eine neue legen. Diese bedeutete auch ein Neuwerden der beiden Ehepartner. Eines Tages fanden wir bei einem Besuch in ihrer armseligen Unterkunft zum ersten Mal einen Anfang von Ordnung und Harmonie: ein Gestell für die Pfannen, einen gewischten Fußboden, Blumen im Hof. Und in dieser neuen Atmosphäre begann Herr Armand wieder sein Hobby zu pflegen, das Zeichnen, eine Leidenschaft, die wir in den Stürmen eines allzu bewegten Lebens verloren glaubten.

Und die Liebe ist bestimmt in dieser korpulenten, über fünfzigjährigen Frau, die ihrem Mann scheinbar nichts mehr zu geben hat und die, als er ins Krankenhaus eingeliefert wird, vierzehn Kilometer zu Fuß zurücklegt, um ihn zu besuchen. Das Haushaltsgeld ist aufgebraucht, am Abend wird nichts zu Essen da sein. Aber Frau Armand hat einen Apfel gefunden. Als sie ans Krankenbett ihres Mannes tritt, bleibt sie stumm. Aber sie legt ihm den Apfel mit einer unsäglich liebevollen Geste auf die Decke, als bringe sie das kostbarste Geschenk.

Sie macht diesen Weg mehrere Tage lang, wie alle Frauen der Siedlung das machen würden. Wir haben gesehen, wie diese Frauen unermüdlich den Weg zum Krankenhaus einschlugen, um ihren Mann oder ihr Kind zu besuchen und ein paar Leckereien auf das Bett des Kranken zu legen, was soviel bedeutet wie: „Wenn du fort bist, weiß ich, dass ich dich liebe.“

Denn oft sind es gerade eine Krankheit oder ein Gefängnisaufenthalt, die endlich erlauben, ein wenig Abstand zu nehmen. Manchmal tut dies auch die Arbeit. Wenn die Menschen fort sind, kann man endlich auch geistig ein wenig auf Distanz gehen. Und vielleicht kann man sich nur dann seiner Liebe wieder bewusst werden und sie neu beleben. Das ist sicher der Grund dafür, dass sich in einem Haushalt alles zu verändern scheint, wenn der Vater endlich wieder zur Arbeit geht. Die Mutter, die ihn zu Hause nicht mehr ertragen konnte, wird ihn abends freudig erregt an der Tür erwarten. Sie, die ihn unaufhörlich anschrte und beschimpfte, wird ihrem Kind sagen: „Gib Papa einen Kuss ... komm, wir gehen Papa entgegen ... sag' Papa guten Abend ...“

Jedes Mal, wenn Etienne Armand ins Spital eingeliefert wird, sieht seine Frau ihren Mann in einem neuen Licht. Auch er entdeckte die Liebe zu seiner Frau wieder, als sie eines Tages in Paris etwas zu erledigen hatte und nicht rechtzeitig nach Hause kam. Oft sagte er uns: „Ah, Renée ist unmöglich! Für sie bin ich niemand, sie befiehlt alles.“ An jenem Tag war er ganz weiß vor Sorge und fuhr trotz des Regens mit seinem Fahrrad

weg. Er stoppte die entgegenkommenden Autos, um sich zu vergewissern, dass seiner Renée nichts zugestoßen war.

Und die Liebe ist auch in dem Brief, den mir Herr Armand eines Tages schickte, und in dem geschrieben stand: „Ich möchte Sie um eine finanzielle Unterstützung für meine Tochter Ginette bitten. Nächsten Sonntag wollen wir sie besuchen, und mein Geld reicht nur für die Hinfahrt, nicht aber für die Rückfahrt. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen im Voraus danken soll im Namen meiner Tochter.“ Ginette ist nicht die Tochter von Herrn Armand, doch das hat – dank seines enormen Feingefühls – lange Zeit niemand erfahren. Und noch heute, mit 22 Jahren, spricht die schwachsinnige junge Frau ständig von ihrem Papa: „Wo ist mein Papa? Wir gehen Papa besuchen! Papa kommt heim ...“

Was uns zum Staunen bringt, ist vor allem, wie die Liebe der Armen scheinbar aus dem Nichts zu neuem Leben erwacht, auf Trümmern, sobald sich die Lage ein klein wenig beruhigt, bei der ersten Gelegenheit. Für Frau Armand ergab sich diese Gelegenheit, als ihre Tochter Ginette nach unzähligen Bemühungen endlich wieder nach Hause kommen durfte. Die Rückkehr dieses Kindes, dessen Wegnahme den Niedergang bedeutet hatte, ist für Frau Armand gleichsam eine Wiederherstellung ihrer Ehre. Von den Sozialämtern als schwachsinnig angesehen, findet sie plötzlich wieder das Auftreten einer Mutter, die weiß, was sie will. Sie wird nicht müde zu betonen: „Ich kenne meine Tochter, ich bin schließlich ihre Mutter.“ Ihr Gang, ihre Haltung haben sich verändert, sie legt wieder Wert auf ihr Äußeres. Auch ihrem Mann gegenüber findet sie die zärtlichen Gesten wieder, die sie mit ihrer Tochter neu entdeckt hat. Wenn er sich zu sehr aufregt, nimmt sie seine Hand oder sie fordert ihn auf, sich sofort hinzulegen, wenn ein Asthmaanfall ihn zu ersticken droht.

Auch Herr Armand hat die Gelegenheit ergriffen, ein liebender Vater zu sein. Er hat Unerträgliches ertragen. Denn diese geistig behinderte junge Frau, die unter der wieder gefundenen Wärme eines wirklichen Zuhauses aufblüht, wird auch zur unerträglichen Belastung für die Eltern. Sie berührt alles, macht alles kaputt und lässt sie nie ungestört. Etienne Armand ist geduldig und schweigt. Sie ist immer noch seine Tochter. Höchstens sagt er bisweilen: „Ach, es ist nicht leicht, sie ist unmöglich, meine Tochter.“

Aber wie allzu oft im Leben der Subproletarier wird die liebevollste Bemühung früher oder später zum Fehlschlag. Im Haushalt der Armands stand eine alte Schreibmaschine, die lange einen Ehrenplatz auf dem Küchentisch innehatte. Etienne Armand hatte sie auf der Müllhalde gefunden, und, obwohl quasi unbrauchbar, war sie doch ein Zeichen dafür, dass er ein Mann war, der lesen und schreiben konnte. Auf Bitten seiner Frau, die Analphabetin war, setzte er darauf Briefe auf, die er dann schließlich doch von Hand schrieb: an die Sozialversicherung, an das Jugendamt oder an die Pflegefamilien der verschiedenen Kinder. Eines Tages ließ Ginette die Maschine fallen, und dieses Symbol der Würde des Vaters brach entzwei. Da verlor er die Nerven. Er schlug das Mädchen und beschimpfte seine Frau. Dann eilte er zur Sozialarbeiterin und fragte, ob Ginette nicht wieder in die Anstalt zurückkehren könne.

An diesem Abend sah ich ihn sitzen, geschlagen, an der Seite seiner weinenden Frau. Resigniert sagte er mir: „Was wollen Sie, wir wollten sie bei uns haben, unsere Tochter. Aber das konnte nicht lange gut gehen.“ Die ganze Liebe, die Etienne und Renée Armand seit ihrem Neuanfang entwickelt hatten, schien an diesem Abend wie null und nichtig. Bestimmt nicht in den Augen Gottes, doch in ihren eigenen Augen und in denen ihrer Umgebung. Im Falle der Armands, wie auch der Beauchamps und der Martins, denen wir in unseren früheren Betrachtungen begegnet sind, bei allen Familien unserer Armenviertel stellt sich uns immer wieder die gleiche Frage: Werden wir unser Leben mit ihnen teilen, damit wir ihnen die Liebe in ihrem Dasein aufzeigen können? Werden wir ihnen sagen, dass Gott sie als erste erwartet, weil sie besser als jeder andere verstehen können, was es heißt, an seinem Reich zu bauen?

Zum Schluss: eine Politik der Großzügigkeit

Ist die Vierte Welt die Welt des dauernden Misserfolgs oder des ewigen Neuanfangs? Es stimmt, dass der Glaube dort stumm und unklar bleibt, dass die Hoffnung sich zur Illusion verkehrt. Es stimmt, dass die Liebe dort weder die Menschen noch eine Zukunft aufbauen kann. Aber weshalb? Weil die Reichen, die

Besitzenden ein ungleiches Kräfteverhältnis aufrechterhalten? Oder weil die Gläubigen nicht unverzüglich zu den Ärmsten gehen, um ihnen ihre Stärken aufzuzeigen?

Wir Gläubigen sind begünstigt: Wir wissen, dass jede menschliche Liebe in Gott ihre Erfüllung findet; dass Gott alles vermag und dass dank Jesus Christus unsere Liebe, unser Glaube und unsere Hoffnung alles vermögen. Wir wissen auch, dass Jesus sich zuerst mit dem Glauben der Demütigen, mit der Hoffnung der Geringsten, mit der Liebe der Ärmsten identifiziert hat. Und wer wagte den subproletarischen Familien unserer Zeit diese Bezeichnungen – die Demütigen, die Geringsten, die Ärmsten – nicht zuzuerkennen? Wer wagte zu behaupten, dass sie nicht diese Männer und Frauen sind, die hungern, die nackt sind, die im Gefängnis weilen, die unter der Ungerechtigkeit leiden und von denen Christus gesagt hat: „Was ihr ihnen getan habt, das habt ihr mir getan“?

Wir Gläubigen wissen diese Dinge, aber den Familien der Vierten Welt hat niemand davon erzählt. Sie mühen sich ab und vollbringen wahre Wunder und dann scheitern sie wieder und leiden sinnlos dahin. Selbst wenn ein Mensch der Vierten Welt bereit ist zu glauben, dass Jesus Christus für die Menschen gestorben ist, kann er nicht glauben, dass er für ihn gestorben ist. Er glaubt immer noch, dass dies für die anderen geschehen ist, für alle anderen, gewiss, aber nicht für ihn. Er weiß nicht, dass Gott ihn zuerst geliebt hat und dass es Gott ist, der durch jedes bisschen Liebe, das er selber aufbringt, liebt. Er weiß nichts von all dem, und alles, was er in der Welt erlebt, sagt ihm das Gegenteil. Doch solange er es nicht weiß, bleibt Christi Werk unvollendet und wir selbst werden das Gottesreich nicht sehen können.

So scheint es, dass unsere Fastenmeditationen über das Leben der Familien im Elend einen Weg bahnen für das einzige Projekt, das unseres Glaubens und unserer Kirche würdig ist: in die Vierte Welt zu gehen, zu diesem Volk Beauftragte zu entsenden, die diese Wirklichkeit verkörpern: „Ich habe euch auserwählt, ich habe euch zuerst geliebt. Liebt euch in meinem Namen.“

In die Vierte Welt gehen, um den Familien zu vergegenwärtigen, dass sie voll einbezogen sind in Gottes Plan, sein Engagement und seine unzerstörbare Treue: in diesem Sinn und mit dem Willen, dass die Ärmsten vorangehen, können sich Christen frei für politische, soziale und gewerkschaftliche Anliegen einsetzen. Gottes Gerechtigkeit ist nicht für ein Jenseits reserviert, auf das wir nur hoffen können. Er will, dass wir in unserer Welt und in unserer Zeit an der Gerechtigkeit, am Frieden und an der Einheit unter den Menschen arbeiten. Jesus Christus ist nicht unpolitisch. Sein Leben, sein Tod und seine Auferstehung waren ein Muster, eine politische Strategie und ein Programm für den Menschen. Er wurde zum Allerärmsten, zum Bruder der am meisten Erniedrigten, und er fordert uns auf, ihm in der Menge der Elenden zu folgen: „Geht in die kleinen Gässchen, geht auf die verborgenen Pfade außerhalb der Stadt ... Geht und verkündet den Ärmsten die Gute Nachricht, dass sie selig sind.“ Was uns der Herr hier präsentiert, ist ein vollständiger Plan auf gesellschaftlicher, politischer, kultureller und spiritueller Ebene. Eine Politik und ein Programm, die nicht Hilfe, Fürsorge oder Wohltätigkeit beinhalten, sondern Großzügigkeit den Ärmsten gegenüber.

Denn im Namen einer Politik, welche die Ärmsten in allen Bereichen an die Spitze der Prioritätenliste stellt, befiehlt uns der Herr, Vater und Mutter zu verlassen. Im Namen einer Gerechtigkeit, die sie als erste in der Welt zustande bringen können, schlägt Jesus uns vor, ihnen unser Leben zu geben. Wir sollen es nicht ein bisschen oder zur Hälfte geben, sondern ganz. Gottes Sohn hat sein Leben für alle Menschen gegeben, aber er hat sich zuerst für die am meisten Ausgeschlossenen eingesetzt: die Aussätzigen, die Besessenen, die in Höhlen Zuflucht suchten, die Lahmen, die Schwächsten unter den Verstümmelten, den blinden Bettler am Tempeltor. Das war die Großzügigkeit Gottes, welche die Gerechtigkeit der Welt auf den Kopf stellt und weiterhin auf den Kopf stellen wird.

Werden wir solche treuen Knechte sein, fähig, zum „Kreuzesholz“ zu werden, auf das die Ärmsten steigen, hoch über die Menschen empor, um der Welt zu bedeuten, dass sie die geliebten Kinder Gottes sind?

„Da er die Seinen liebte, die in der Welt waren, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung.“ (Joh 13,1)

„Jesus nahm Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und reichte es seinen Jüngern mit den Worten: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird ... Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sagte: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird.“ (Lk 22,19-20)

„Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (1Ko 11,24)

Auszüge aus Die Armen - Begegnung mit dem lebendigen Gott, Lit Verlag 2008, übersetzt und herausgegeben von MarieRose Blümschi Ackermann, 38-54